

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Die Geheimnisse von Oldenburg oder Schilderungen Oldenburgischer Zustände

Lambrecht, Heinrich Gerhard

Oldenburg, 1845

Landesbibliothek Oldenburg

Shelf Mark: 13-8139: 1-4

[urn:nbn:de:gbv:45:1-1093032](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:gbv:45:1-1093032)

Die

Geheimnisse von Oldenburg

oder

Schilderungen

Oldenburgischer Zustände,

von

Ralph.

Viertes Heft.

Oldenburg 1845.

Druck und Verlag der Schulzeschen Buchhandlung.

(W. Berndt.)





ausdrückt werden müßte — um eine
neue Zeit zu haben — es müßte
von 300 Thaler zur Gründung der
Gehör; der Betrag jeder Gungten beläuft sich
dann auf 45 Thaler.
Es ist dies eine Zeit nicht ganz genau
aber man wird die Wichtigkeit der
der Lieberung nicht zum Vorwurf machen
kann, wenn man erwägt, daß nicht nur die
Belohnung

Wirthshäuser, Kneipen.

In der Stadt Oldenburg und in der nächsten Umgebung derselben sind nahe an hundert Wirthshäuser und Kneipen aufzufinden. Es versteht sich, daß wir von den in der nächsten Umgebung vorhandenen nur diejenigen zählen, die hauptsächlich von den Städtern besucht werden. Rechnet man die Einwohnerzahl Oldenburgs auf 10000 Köpfe, so kommt auf je 100 ein Wirth; rechnet man aber von der ganzen Zahl die Weiber und Kinder ab, so werden etwa 2000 kneipfähige Männer und Jünglinge übrig bleiben, die hundert Wirthe zu ernähren haben. Jeder Wirth wird mit seiner Familie durchschnittlich etwa 300 Thaler zu seiner Existenz bedürfen; es brauchen also hundert Wirthe jährlich 30000 Thaler, die von 2000 Individuen



aufgebracht werden müssen, oder — um eine kleinere Zahl zu haben — es müssen zwanzig Personen 300 Thaler zur Ernährung des Wirthes hergeben; der Beitrag jedes Einzelnen beläuft sich demnach auf 15 Thaler.

Es ist dies eine freilich nicht ganz genaue Rechnung, aber man wird ihr wenigstens den Fehler der Uebertreibung nicht zum Vorwurf machen können, wenn man bedenkt, daß nicht nur die Unterhaltung der Wirths von den Gästen der Schenkstuben und Kneipen bestritten werden muß, sondern daß manche Wirths auch ein hohes Pachtgeld bezahlen müssen, daß die eingeführten Spirituosen zum Theil stark besteuert sind, und daß außerdem die Weinändler, Brauer und Brenner auch leben wollen. Zu alle dem, zu Pacht, Steuer u. muß aber der Kneipier ein gut Theil beisteuern. Muß der Einzelne also schon 15 Thaler hergeben, die andere Leute zu ihrem Unterhalte bedürfen, so wird die Summe, die von den Wirthen eingenommen werden muß, um diese 15 Thaler für sich zu gewinnen, wenigstens vier bis fünfmal größer sein.

Man wird also nicht weit von der Wahrheit entfernt bleiben, wenn man die runde Summe von 60 Thalern als diejenige annimmt, die durchschnittlich jeder einzelne erwachsene Mann Oldenburgs

zur Bestreitung seiner Wirthshaus-Ausgaben bedarf. — Welch' ein weites Feld eröffnet sich uns hier zu allerlei erbaulichen oder vielmehr unerbaulichen Betrachtungen; aber wir wollen es den verehrlichen Kneipiers überlassen, dieselben auf ihre eigene Hand anzustellen, und uns mit einer treuen, wenn auch nicht ganz erschöpfenden, Schilderung unseres Wirthshauslebens begnügen.

In den letzten zehn Jahren hat die Neigung, Wirthshäuser zu besuchen, in Oldenburg von Jahr zu Jahr zugenommen. Große und zum Theil geschmackvoll eingerichtete Gebäude sind vor den Thoren der Stadt entstanden, die alle dieser Neigung ihren Ursprung verdanken. Wir nennen nur den Lindenhof, die Harms'schen Häuser aus dem Eversten- und Heil.-Geistthore, das Jürgens'sche Haus zu Dhmstede, den Bürgerverein und den Hoyer'schen Bierkeller. In der Stadt selbst sind eine Menge neuer Kneiplocale aufgetaucht, in die ich meine Leser später einführen werde, und allenthalben findet man Nachmittags und Abends eine mehr oder minder zahlreiche Gesellschaft, je nachdem die Jahreszeit oder Wind und Wetter das eine oder andere Local mehr oder weniger begünstigen.

Zuerst nun führe ich den geneigten Leser in das erste Weinhaus Oldenburgs, in welchem jeden

Abend eine ansehnliche Zahl von Gästen, die fast durchgängig dem gebildeten, und zum Theil auch dem höheren Stande angehört, zu finden ist, nämlich in

die von Garten'sche Weinstube.

Das Wirthslocal befindet sich im ersten Stock (den man in Oldenburg auch wohl den zweiten Stock nennt); es ist nicht gerade schön, aber groß und geräumig. Nach hinten hinaus, nur durch eine Thüre vom vorderen Saale getrennt, erstreckt sich ein langer Eßsaal, in welchem jeden Sonntag Abend an einer table d'hôte gegessen wird. Diese table d'hôte bietet aber weiter nichts Bemerkenswerthes, als daß man an derselben gut und zugleich äußerst billig essen kann; wir wollen uns daher lieber mit der Weinstube beschäftigen, dem berühmten Sammelplaz des oldenburgischen trink- und sprechlustigen Publicums.

Diese Weinstube zeichnet sich zunächst dadurch aus, daß immer erst am späten Abend die Gäste in derselben erscheinen. Um 9 Uhr Abends ist noch kein einziger Gast dort zu sehen, aber geht man um Mitternacht hin, so ist man sicher, noch Gesellschaft zu finden, und die Stunde, in der Nie-

mand mehr dort anzutreffen, kann nicht mit Sicherheit angegeben werden. Vorzugsweise ist an den Theaterabenden eine zahlreiche Gesellschaft dort zu finden, und die Vorzüge und Mängel des Stücks, das an demselben Abend aufgeführt worden, das gute oder schlechte Spiel der Schauspieler werden sofort mit Verstand und Geist, mit Wohlwollen und Malice, mit Wig und Spott und mit oft beißenden Sarkasmen hervorgehoben.

Ueber politische, kirchliche, künstlerische, literarische und commercielle Angelegenheiten, kurz über alle Interessen des Lebens wird verhandelt und gesprochen, und da hier Personen aus den verschiedensten Disciplinen und aus fast allen Ständen zusammenkommen, so wird bald durch diesen, bald durch jenen eine ausgesprochene Meinung oder ein Urtheil ergänzt und berichtigt, so daß die dort gepflogenen Unterhaltungen sowohl anregend, als erheiternd und belehrend wirken, und außerdem durch ihre Mannigfaltigkeit von besonderem Interesse sind. — Wodurch aber wird es bewirkt, daß in diesem Hause mehr allgemeine Gespräche geführt werden, und daß nicht immer zwei und zwei Personen, wie man sonst an fast allen Orten findet, die Köpfe zusammenstecken, ängstlich leise flüsternd, damit ja kein Dritter ihre Unterhaltung höre? Da-

durch, daß man hier keine P'hombre- und Whistpartien findet! — Das Kartenspiel, der Erzfeind aller geselligen Unterhaltung, wird nicht geduldet, oder, es ist vielmehr nicht Sitte, hier mit Karten zu spielen. Jeder Ankommende ist gezwungen, wenn er sich nicht langweilen will, an der Unterhaltung Theil zu nehmen. Höchstens kann er eine Partie Billard spielen; aber das Billardspiel hat nicht die dämonische Attractionskraft des Kartenspiels, und thut der Unterhaltung weiter keinen Abbruch.

Haben sich in anderen Wirthshäusern zuweilen auch mehrere Personen zu einem allgemeineren Gespräche zusammengefunden, und ist dieses vielleicht, wie es denn nicht anders sein kann, mitunter einen Augenblick in's Stocken gerathen, so bemerkt man, wie erst der eine und dann der andere aufsteht und an einen Spieltisch tritt, um den Wechselfällen des Glücks, oder dem mehr oder minder feinen Spiele der Theilnehmer einige Aufmerksamkeit zu schenken. Ehe sie es sich versehen, spielen sie im Geiste selbst mit, sie interessiren sich für das Spiel des einen oder andern, und bleiben nicht selten bis zur Beendigung der Partie Zuschauer. Um die Unterhaltung ist es dann aber meistentheils geschehen; denn die Zurückgebliebenen machen es bald darauf ebenso, und solche Gesellschaften bestehen dann eigentlich nur aus

Spielern und Spiel-Zuschauern. In dergleichen Wirthslocalen herrscht dann eine eigenthümliche, ja beängstigende Stille. Der Zuschauer darf in Bezug auf das Spiel nicht reden; der Spieler selbst aber ist schweigsam, wenigstens spricht er kein anderes Wort, als was zum Spiele gehört, und man hört daher nur einzelne Spielausdrücke, als: „Bitte in Coeur“ „Pique-Solo“ „Gasco“ ic.

Solch ein stilles, gedrücktes Wesen ist nun in der von Harten'schen Weinstube nicht zu finden. Ernst, Scherz und Humor wechseln miteinander ab, und oft erschallen beim Klange der Becher die schönsten Lieder, denn an geübten und mit guten Stimmen begabten Sängern ist unsere Vaterstadt reich gesegnet. Ueberhaupt bemerkt man ein ziemlich allgemeines Bestreben, zur Unterhaltung und Erheiterung der Gesellschaft nach Kräften beizutragen. Man weiß, daß es hier auf's Sprechen ankommt, und deshalb spricht man; der Geist ist fortwährend thätig, um die Unterhaltung so interessant als möglich zu machen, und wenn nur Jeder den Willen hat, sein Scherzlein beizutragen, wie könnte es da an Stoff mangeln? Viele der sonst so zurückhaltenden Oldenburger erscheinen hier oft als ganz andere Menschen; sie sind lebhaft, gesprächig, und oft in wahrhaft rosenrother Laune. Es mag



sein, daß der dunkelrothe Duluc, der sprudelnde Sohn der Champagne, und der goldene Sorgenbrecher vom Rheine, die bei besonderen Gelegenheiten mitunter wohl aus den Kellergewölben heraufbeschworen werden, viel zu dieser günstigen Veränderung beitragen; mehr aber wirken gewiß die von Einigen ausgehende geistige Anregung, und das Gefühl, daß man eine gewisse Verpflichtung gegen die Gesellschaft hat, und nicht bloß zu empfangen, sondern auch zu geben verbunden ist.

Da die Gesellschaft, wie schon erwähnt worden, immer erst zwischen 9 und 10 Uhr zusammenkommt, so rückt unter den unterhaltenden Gesprächen, unter Gesang und Scherz die Mitternachtsstunde wie im Fluge heran. Die Verheiratheten greifen dann wohl erschrocken nach Hut und Mantel; die Andern aber mit dem freien unvermählten Bewußtsein nehmen es nicht so genau. Den Glücklichen schlägt keine Stunde!

„Après minuit, meine Herren,“ bemerkt ein Ehrenmann, „schmeckt der Wein am Besten. Lassen Sie uns unsere entretiens fortsetzen, oder wenn Sie gefälligst erlauben, will ich Ihnen auch wohl eine kleine Piece vortragen.“

„Ah, eine Piece! Ja, bitte, bitte, eine kleine Piece!“ erschallt es von allen Seiten. Man rückt

näher zusammen, zündet sich eine Cigarre an und richtet die Blicke auf den allgemein beliebten Erzähler kleiner, interessanter Geschichten.

„Johann! eine halbe Flasche Duluc!“ ruft dieser nun.

Johann, der zuweilen auch wohl „Herr Commerzienrath“ betitelt wird, bringt das Verlangte; der Erzähler beeilt sich dann so sehr als möglich, und der Zuhörer braucht in der Regel nicht gar lange mehr auf den Anfang der Geschichte zu warten. Hat einer der scheidenden Familienväter noch die Verheißung einer Piece gehört, so kehrt er sicher, wenn er auch schon den Hut in der Hand halten sollte, wieder zurück, um den heitern Eindruck, den diese Piecen hervorbringen, noch mit auf den Weg zu nehmen. Nun steht er und horcht, denn der Anfang fesselt gleich in ganz besonderer Weise; aber der Erzähler hat es schon bemerkt, daß der arme Eile hat, und er ist Schalk genug, setzt eine Menge anderer Dinge in seine Erzählung einzusplechten, die zwar an sich interessant sind, aber doch mit dem Verlaufe der Sache nichts zu schaffen haben, bis er endlich zu der Pointe kommt, über welche die Zuhörer immer in einen lauten Jubel ausbrechen.

Erwarte nicht, lieber Leser, daß ich Dir eine

dieser Piecen mittheile; es geht dies über meine Kräfte. Denn es ist nicht sowohl der Inhalt, als die eigenthümliche Art des Vortrags, die einzelnen zwischengestreuten Bemerkungen und Ausrufe, das Mienenspiel und die aller Beschreibung trogenden Handbewegungen des Erzählers, wodurch diese Piecen zu dem Interessantesten und Piquantesten werden, was je im Fache der Erzählung geleistet worden.

O, gewiß, es ist sehr interessant bei von Harten! — Aber wir haben noch einen weiten Weg, wenn wir die oldenburgischen Wirthshäuser durchwandern wollen; wir dürfen uns daher nicht zu lange in einem derselben aufhalten.

Bivat von Harten! Encore von Harten! von Harten for ever! — aber damit sei es für diesmal genug. Wir brechen auf und begeben uns nach der neuengerichteten Weinschenke an der Ecke der Kleinkirchenstraße,

dem Schröder'schen Weinkeller.

Vor einigen Monaten wurde dieser Keller, von dem schon lange vorher gesprochen worden war, eröffnet, und in der ersten Zeit war ein lebhafter Verkehr in demselben. Wir haben einmal wohl an

fünfundzwanzig bis dreißig Personen dort angetroffen, die in dem sehr beschränkten Raume, der höchstens für zwölf bis fünfzehn Personen berechnet zu sein scheint, im Schweisse ihres Angesichts sich ihres Lebens freuten. Ein erstickender Cigarrendampf lag „gleich einer Wolke schwerer Wetter voll“ über der ganzen Versammlung, und machte es schier unmöglich, die Gesichter der Anwesenden zu unterscheiden. Man sah nur in halber Manneshöhe dunkle, gespenstische Gestalten; das waren die auf dem Sopha und auf den Stühlen sitzenden und gegen den Erstickungstod ankämpfenden Gäste. Die auf den Tischen stehenden Lichter hatten nur kleine Flämmchen, die ungefähr einen Fuß weit im Umkreise den Dampf erhellten, aber keinen Strahl auf die armen Weintrinker fallen ließen, die hier ihre Neugierde unter schweren Qualen küßten. So wie einer derselben einer Dymmacht nahe war, taumelte er nach Oben, um frische Luft zu schöpfen. Bei der Rückkehr gestanden dann Einige wohl, daß die Kellerluft zwar etwas dick und beängstigend sei, daß der Cigarrendampf in die Augen beiße und auf die Brust falle, aber, meinten sie, der Wein schmecke doch eigentlich nur in einem Keller gut, und dieser hier sei eine höchst gemüthliche Kneipe. — Die Gemüthlichkeit fiel mir plötzlich auf Brust

und Magen; mir wurde schwindlich, ich stürzte die Treppe hinauf, und als ich mich oben befand, da athmete ich lang und athmete tief und dankte Gott für die Rettung meines Lebens.

So war es in den ersten Tagen. Jetzt kann man ohne Lebensgefahr hingehen, und man kann den Weinkeller, wenn nicht mehr als acht bis zwölf Personen darin versammelt sind, wirklich eine gemüthliche Kneipe nennen. Für die Bequemlichkeit weniger Gäste ist aufs Beste gesorgt, es wird ein guter, reiner Wein gereicht, und die Preise sind sehr billig gestellt. — Aber, aber, der Kellerrausch ist schon verflogen, die Neugier des Publikums ist längst befriedigt, und der Schröder'sche Weinkeller hat sich nur noch eines sehr spärlichen Besuchs zu erfreuen.

Der Grund davon ist einestheils wohl der, daß wir seit ungefähr zehn Jahren die kleinen engen Räume mehr und mehr verlassen haben und uns in unseren größeren behaglicher fühlen, daß wir an öffentlichen Orten uns lieber in einer großen, als in einer kleinen Gesellschaft befinden, und die Wirthe, die, auf diese Neigung des Publikums speculirend, große, helle und mit einiger Eleganz eingerichtete Säle eröffneten, werden sich in ihrer Rechnung nicht getäuscht haben. Das rothe Haus

und Nadorst, diese sonst sowohl im Winter wie im Sommer so stark besuchten Caffeehäuser stehen meistens leer, während im Lindenhof und im Zürgens'schen Hause zu Dhmstede immer eine zahlreiche Gesellschaft anzutreffen ist. Das letztere wird vorzugsweise von der Bürgerelasse und zwar an Sonntagen besucht; dann aber findet man dort nicht selten eine Gesellschaft von mehreren hundert Personen.

Wer nun aber — um auf unsern Weinkeller zurückzukommen — in der Stadt ein Glas Wein trinken will, zieht das geräumige von Harten'sche Local dem kleinen, nur wenige Personen fassenden Weinkeller vor.

Ein anderer Grund, warum der letztere nicht stark besucht wird, scheint in der Dünneibigkeit der oldenburgischen Geldbeutel zu liegen. — So sonderbar es klingt, so ist es aber nichtsdestoweniger wahr, daß man in einem Weinkeller seine Ansprüche steigert, daß man sich vorzugsweise am Wein erlaben will, und deshalb mehr trinkt, als in einem Hause, das man hauptsächlich der Unterhaltung wegen besucht. Auch werden in einem Keller in der Regel bessere Sorten beliebt; man bleibt nicht gern bei dem bescheidenen St. Estephe stehen, sondern Chateau la rose, Forster Traminer, Deidesheimer,

Johannisberger und wie die edlen Ritter und Junker von Frankreich und vom Rheine alle heißen mögen, müssen ihre Aufwartung machen.

Auf der größeren Masse der oldenburgischen Encipiers ruht nun aber der Fluch, daß sie von drei oder vierhundert Thalern ein ganzes Jahr lang leben müssen (Viele, sehr viele werden noch mit einer geringeren Summe auszureichen genöthigt sein); wie können da solche noble Bekanntschaften unterhalten werden? Die Meisten haben es deshalb auch wohl mit den ersten Bistten gut sein lassen; sie haben ihre Karten — einige Gulden — abgegeben. Den conventionellen Förmlichkeiten ist somit Genüge geschehen; aber auf eine genauere Bekanntschaft, auf einen fortgesetzten Umgang können sie sich mit den edlen hochgeborenen Herren von Burgund, von Epernay, von Rüdeshelm, Alsmannshausen und Scharlachberg nicht einlassen.

Die Mohrmann'sche Bierstube.

Im oldenburgischen Staatskalender standen in früherer Zeit die Herren vom Magistrat folgendermaßen aufgeführt: N. N. gelehrter Rathsherr;

N. N. Rathsherr; — so ging es weiter, so daß in der Regel auf einen gelehrten Rathsherrn ein Rathsherr schlechtweg folgte. Diese Bezeichnung besagte, daß der erste studirt hatte, der letztere aber war nicht auf einer Universität gewesen; er war folglich nicht gelehrt, und wenn man weniger zart gewesen wäre, so hätte man ihn eigentlich der besseren Unterscheidung wegen einen ungelehrten Rathsherrn nennen müssen.

In ähnlicher Weise könnte man jetzt wohl die Bewohner Oldenburgs unterscheiden, und sie in „gelehrte Oldenburger“ und „ungelehrte Oldenburger“ einteilen, denn die Anzahl der ersteren wird von der der letzteren nicht bedeutend abweichen. Ja, wir haben eine stattliche Schaar von sogenannten Gelehrten aufzuweisen. Jeder, der nur die Mittel hat, drei Universitätsjahre zu bezahlen, studirt. Alljährlich kommt eine kleine Compagnie junger Gelehrten von Göttingen, Heidelberg, Berlin und anderen Universitäten nach Oldenburg zurück; sie werden massenweise tentirt, und dann mit 1^a, 1^b, 1, mit 2^a, 2^b, 2 bezeichnet und irgend einer Behörde als hoffnungsvolle Accessisten überliefert. Die Dienste, die diese Herren dem Staate leisten, sind unbezahlbar, weshalb derselbe ihnen auch nichts dafür giebt. — Aber, was hat dies Alles mit



Mohrmanns Bierstube zu schaffen? Ei, lieber Leser, diese Herren sind eben diejenigen, die die Mohrmann'sche Bierstube entstehen ließen. Frisch von der Universität zurückgekommen, noch berauscht von den Eindrücken der Studentenkneipen, behagte ihnen die gewöhnliche Philisterwirthschaft nicht, sie gründeten deshalb diese kleine Bierkneipe, die freilich auch von Andern besucht werden durfte, und in welcher zu Anfang ein halber Universitäts-Comment beobachtet wurde, der aber bis auf den einzigen Kunstausdruck: „ich steige Dir etwas,“ was so viel bedeutet, als ich trinke Dir etwas vor, was der Genannte binnen einer gewissen Zeit nachgetrunken haben muß, verschwunden ist.

In dieser Kneipe nun trifft man allabends eine Anzahl junger Männer, die bei einer lebhaften und interessanten Conversation ihren Schoppen Bier trinken. Es sind zum Theil liebenswürdige, kenntnißreiche Leute, in deren Gesellschaft man mit Vergnügen weilt; nur ein Theil der jüngern Generation, welchem der unverdaute Hegel noch schwer im Magen liegt, leidet an einer gelinden Unausstehlichkeit. — Das Local ist so unschön als möglich; es ist ein langes, düstres, einem Corridor ähnliches, Zimmer. Wenn man im Winter nahe am Ofen sitzt, so läuft man Gefahr, zu verbren-

nen, ist man aber vier Schritte davon entfernt, so zittert man vor Kälte. Aber was ertrüge man nicht des guten Bieres, der delicatesen Butterbröde wegen, und wenn die holde Wirthin erscheint, um die genannten Dinge zu überreichen, so denkt man sicherlich weder an Hitze noch Kälte.

Ach! es ist Nichts vollkommen auf der Welt, und deshalb ist auch die Mohrmann'sche Bierstube, der die Gäste jedoch einen poetischeren, süßklingenden Namen gegeben haben, nicht schön.

Der Hoyer'sche Bierkeller.

Den Münchenern sind die Freuden des Bockkellers alljährlich nur während eines kurzen Monats gestattet. Herr Hoyer ist nachsichtiger gegen uns gewesen; er hat uns im verwichenen Sommer noch etwas länger, glaube ich, als zwei Monate lang schwelgen lassen in den Genüssen, die ein Bierkeller zu bieten im Stande ist. Und wir haben geschwelgt, das muß man gestehen. Es war, als ob in Dödenburg eine Epidemie herrschte, Bier zu trinken, Der rasende Taumel faste Jung und Alt, Beamten, Bürger, Soldaten, Candidaten, Schüler, ja,

selbst die Weiber trieb der von der Urältermutter geerbte Fehler hinaus, um innerhalb der feuchten Wände des Bierkellers jenes bitter-süße Getränk zu kosten, das einst Gambrinus erfunden haben soll, der von den Biertrinkern noch heutzutage als ein Heiliger verehrt wird.

Es muß übrigens bemerkt werden, daß den Oldenburgern bisher nicht etwa alljährlich, sondern in diesem Jahre zum erstenmale der Bierkeller geöffnet wurde, und wir glauben, daß es eine sehr weise Maßregel war, denselben zu schließen, als der Besuch noch fortwährend zunahm; denn die Neugierde eines so kleinen Publikums, wie das Oldenburgische, ist bald befriedigt, die Leute kehren allmählig in ihre gewohnten Gleise zurück, und ein so rascher, alles Maß überschreitender Erfolg, wie ihn der Bierkeller hatte, ist selten oder nie ein dauerhafter.

Es hieß damals, das allgemein beliebte sogenannte Bamberger Bier sei ausgegangen, und deshalb würde der Keller geschlossen. Wenn dem so ist und Herr Hoyer nicht vielmehr klügllicherweise den Biertaumel einstweilen dämpfte, so ist das genannte Bier im Interesse des Hrn. Hoyer sehr zur rechten Zeit ausgegangen, denn sonst möchte der Bierkeller leicht das Schicksal des Weinkellers ge-

theilt haben. Ueberhaupt glauben wir, daß der erstere alljährlich während einiger Sommermonate wohl gute Geschäfte machen, aber nicht während des ganzen Jahres eine hinreichende Anzahl von Gästen heranziehen kann. Einestheils sind wir nicht so passionirte Biertrinker, um dem Gerstentrank zu Liebe auch im Winter in einem feuchten Kellerloche zu sitzen, und anderntheils ist die Lage des Kellers, ziemlich weit vor dem Thore, nicht geeignet, den Städter heranzulocken.

Wir wollen uns nun den Bierkeller besehen. In der halben Höhe des Hauses steht mit Buchstaben, die selbst ein Kurzsichtiger auf eine Viertelstunde Weges genau unterscheiden kann:

BIER-KELLER.

Man steigt nun neun bis zehn Stufen hinunter und gelangt dann in das erste Kellergewölbe, in welchem nur selten Gäste angetroffen werden, denn gleich rechts befindet sich der zweite größere Keller, in welchen Alles hineinströmt, und auf diese Weise den ersteren links liegen läßt. — Da sitzen sie nun an langen Tischen gedrängt aneinander, wohl an hundert Personen; ja, selbst die Passage

wird durch die Gäste gesperrt, denn allenthalben haben einige derselben sich angehoct, weil Jeder gern bei der großen Gesellschaft ist; und nur im äußersten Nothfalle tritt man den Rückzug nach dem vorderen Keller an, in welchem sich aber nie eine solche Lebhaftigkeit und ein solcher bierfreudiger Uebermuth entwickelt, wie im zweiten Keller, welcher letztere ganz das Gepräge einer heidelberger oder mannheimer Bierhalle hat, nur mit dem Unterschiede, daß in unserm Bierkeller ein ungleich stärkeres Getöse herrscht. Das beständige, ohrenbetäubende Rufen und Schreien nach dem Kellner, nach Bier, Brod und Käse fällt dort gar nicht vor. Flinker Kellnerinnen überschauen dort mit ihren Ableraugen die ganze Gesellschaft. Rasch und geräuschlos huschen sie bald hierhin bald dorthin, kurz die Bedienung ist dort eben so musterhaft, als sie im Hoyerschen Bierkeller mangelhaft ist. — Zwei ungeschickte Burschen, über ihre eigenen Beine stolpernd, rennen bestürzt und fassunglos hin und her. Sie bringen dem, der gar nichts verlangt hat, Seidel über Seidel, während sie andere Schreihälse verschmachten lassen. Man hört daher das fortwährende Geschrei: „Kellner! Marqueur! Esel! Bier, Brod, Käse“ u. s. w., und nur nach geraumer Zeit, nachdem nämlich die Aufwartenden

von den Gästen selbst zurecht gewiesen worden, läßt der Heidenlärm etwas nach; die Angst und Verzweiflung weichen aus dem Gesichte der Marqueure, und sie sehen wieder ruhig und dummvergnüglih in das laute und bunte Treiben.

Und dann — dann? Ja, dann trinkt man Bier, und Manchem scheint es ganz cannibalisch wohl zu gehen. Ich weiß wahrhaftig nichts weiter über den Bierkeller zu sagen, als daß man das Bier vortrefflich, Käse und Brod sehr billig fand, und daß ein halb burschikoser Ton dort der vorherrschende war.

„A. ich steige Dir etwas!“ „Trink!“ „’S kommt nach!“ „B. einen Ganzen!“ „Recht!“ antwortet B. C. D. und E. reiben ihre Gläser aneinander, was dasselbe bedeutet, als wenn mit Weingläsern angestossen wird. An eine Unterhaltung ist natürlich gar nicht zu denken. Die ganze vergnügte Gesellschaft, die vor Bierwonne glänzenden Gesichter, die heroischen Anstrengungen, im Trinken das Außerordentliche zu leisten, machen wohl einen heitern Eindruck, aber man hat doch sehr bald genug daran, und hält nur aus, weil seit längerer Zeit in Oldenburg die schöne Sitte herrschend geworden ist, daß in jeder größeren Ge-

fellshaft, die des Vergnügens wegen sich zusammengefunden hat, sehr bald ein Lied angestimmt wird.

So haben wir denn auch zuweilen im Bierkeller dem Gesange der liederkundigen Gäste mit Andacht und süßer Wehmuth gelauscht. Ich sage mit Andacht und Wehmuth — denn unsere Sänger sind stark darin, in der heitersten Stimmung oft gerade die schmerzlichsten und wehmuthreichsten Lieder zu singen. Ein solches Lied hat zuweilen die gute Wirkung, daß es die gar zu laute Freude calmirt; aber wir glauben doch, daß die Wehmuthslieder eigentlich nur beim Abschiede vom Keller am Plage sind. Da ist Mancher in sehr wehmüthiger, räthselhafter Stimmung, und wir sahen einmal einen bleichen Jüngling, der im Keller seinen Durst gelöscht hatte, sich mit dem Haupte an einen der Pfosten des Eingangsthores lehnen, und er sang mit ungewisser Stimme:

Ich weiß nicht, was soll es bedeuten,
Daß ich so traurig bin.

Ich könnte Dich, lieber Leser, nun noch in eine Menge solcher Wirthshäuser führen, worin diejenigen Herren, sowohl Beamten wie Bürger, sich aufhalten, die die Gewohnheit haben, Abends

ihre Partie zu machen, oder doch einer Partie zuzusehen. Die Zahl dieser Herren ist Legion, und in jeder Straße der Stadt, so wie vor allen Thoren derselben sind deren Locale in großer Auswahl vorhanden. Aber es ist langweilig in denselben, zum Sterben langweilig, und ich glaube Deinen besondern Dank zu verdienen, wenn ich Dich mit einem solchen Rundgang verschone. Indessen kenne ich noch einige interessantere Kneipen, in welche Dich einzuführen ich nicht unterlassen will. Aus nahe liegenden Gründen werde ich jedoch Namen verschweigen; die Benennung, die ich den Wirthslocalen selbst gebe, ist nicht die wahre, und so wird man mir eine Indiscretion nicht zum Vorwurf machen können. Auch hoffe ich, daß Niemand, auch diejenigen nicht, die vielleicht glauben sollten, daß von ihnen die Rede sei, sich durch meine harmlosen Schilderungen verletzt oder gekränkt fühlen werden.

Das Haus der Männer.

Es giebt ein Gasthaus in Oldenburg, das Abends fast nur von alten Herren besucht wird,



die man seit längerer Zeit „die Männer“ oder auch „die Senioren“ zu nennen gewohnt ist. Sie versammeln sich zu einer bestimmten Stunde, und jeder von ihnen hat in der Gaststube seinen bestimmten Platz. Fehlt einer, so wird sicherlich von Jedem der Andern einmal nach ihm gefragt, und der Grund seines Ausbleibens, man mag ihn nun schon kennen, oder nur vermuthen, einigen näheren Erklärungen unterworfen. Am heutigen Abend fehlt aber keiner, und wir sehen in einem ziemlich langen Zimmer acht alte Herren, die alle in einer Reihe an der der Thüre gegenüberliegenden Wand nebeneinander sitzen. Wenn wir diese Herren im Allgemeinen alt nennen, so bezieht sich das, streng genommen, eigentlich nur auf sieben derselben, denn es befindet sich ein 53jähriger junger Mann unter ihnen; die andern aber zählen zwischen 60 und 90 Jahre.

Ungefähr in der Mitte des Zimmers, ebenfalls aber an der Wand steht ein runder Tisch, der die Gesellschaft in eine größere und kleinere Hälfte theilt, denn an der einen Seite sitzen nur drei, an der andern aber fünf Personen. Wenn eine derselben fehlen sollte, so bleibt deren Stuhl in der Regel leer stehen, und die angrenzenden Nachbarn richten nicht selten das Wort an den, der eigentlich

dort sitzen sollte, worüber von den Andern denn jedesmal einige heitere und witzige Bemerkungen gemacht werden.

Die Punsch-, Grog-, Rummel-, Liqueur- und Weingläser des Centrums stehen auf dem erwähnten runden Tische, die der beiden Flügel entweder auf dem Ladentisch oder der Fensterbank. Diese Herren sind zwar nicht Mitglieder des Mäßigkeitsvereins, aber auch keineswegs Gegner desselben. Sie haben Alle wohl während eines halben Jahrhunderts täglich ein kleines Quantum gebrannten Getränks zu sich genommen, und sind alt dabei geworden und gesund geblieben, warum sollten sie nun am Spätabend ihres Lebens noch eine andere Lebensweise anfangen? Wer aber die gebrannten Wasser nicht trinken will, oder sie nicht vertragen kann, der kann sie ihretwegen ja stehen lassen.

Die Unterhaltung wird nur von den alten Herren geführt; der junge Mann erlaubt es sich durchaus nicht, mitzusprechen. Sollte er jedoch in sehr seltenen Fällen ein Wort sagen, so pflichtet er der Meinung eines Anderen bei, ohne jedoch der entgegengesetzten Meinung eines Dritten dadurch entgegenzutreten zu wollen.

Um eine eben stattgehabte lange Pause zu unterbrechen, und um die Unterhaltung wieder in



Gang zu bringen, sagt einer der alten Herren jetzt: „Brrrr!“

„Friert Dich? Friert Sie? Ist es Ihnen kalt?“ diese und ähnliche Fragen folgen nun rasch auf einander.

„Zawohl; es fängt in diesem Jahre aber auch sehr früh an, Winter zu werden.“

„Wo will das hinaus, wenn es so fortgeht?“ bemerkt ein Anderer.

„Woher sollen die armen Leute den Dorf nehmen?“ seufzt ein Dritter mit einer kummervollen Mitleidsmiene.

„Ach was;“ sagt ein sehr alter Mann, „wir sind jetzt nur nichts mehr gewohnt. Ist das auch eine Kälte zu nennen? Wenn die Franzosen Anno 12 in Rußland nicht mehr Kälte hätten ausstehen müssen, so würde es jetzt anders um uns stehen.“

Diese historische Wendung scheint auf den jungen Mann einen gewaltigen Eindruck zu machen; er wirft rasch den Kopf in die Höhe, streicht mit der Hand durch's Haar und sagt: „Zawohl!“ Dann schaut er mit freundlichen, aber leuchtenden Blicken umher, und setzt mit erhobener Stimme hinzu: „Qui vive!“

Die Erinnerung an jene verhängnißvolle, ereignißschwere Zeit giebt nun noch zu einigen an-

deren Bemerkungen Anlaß, die sich alle auf die eigenen Erlebnisse der alten Herren beziehen, und darauf tritt wieder eine Pause ein.

„Mamsell, geben Sie mir noch einen kleinen; aber einen süßen;“ sagt nun Jemand, abermals die Stille unterbrechend. — Der Herr meint damit ein Gläschen Liqueur, aber die anderen Herren meinen etwas Anderes, und wollen die günstige Gelegenheit zu einigen scherzhaften Anmerkungen nicht vorübergehen lassen.

„Sieh, sieh! er kann die Narrheiten noch nicht lassen.“

„Mamsell, geben Sie ihm doch einen recht süßen.“

„Ja, wenn der Bräutigam nicht wäre!“

„Vor funfzig Jahren hätte man es nicht wissen können“ — ertönt es von allen Seiten.

Ein junges, blühendes Mädchen, das den Hebedienst bei den alten Herren versteht, bringt das Verlangte.

„Na, Kind, werde nur nicht roth; es ist so böse nicht gemeint; es ist schon recht lange her, daß ich gefährlich war;“ sagt der Empfänger beruhigend, indem er mit der rechten Hand an dem bloßen Arme des Mädchens heruntätschelt, und ihm mit der anderen einen Fidißus zum Anbrennen über-

reicht. Als er diesen nun brennend zurückhalten, passiert dem alten Herrn das Malheur, daß er den Fidißus zu tief hält; dieser brennt nun herunter, ohne die Pfeife anzuzünden.

Der junge Mann, welcher neben ihm sitzt, hat das nicht sobald bemerkt, als er auch schon aufsteht, und dem Senior mit einer ehrerbietigen Verbeugung einen zweiten Fidißus brennend überreicht.

„Danke, danke;“ sagt dieser, und wieder tritt eine Pause ein.

Diese wird aber nur mit Andeutungen auf den Heimgang wieder unterbrochen.

„Ich glaube, es ist bald Bürgerzeit.“

„Ja, ja, es soll wohl nicht mehr weit davon sein.“

„Ganz weit gewiß nicht; ich merke es an meiner Pfeife.“ — Der Herr, der dieses gesagt, steckt darauf den Zeigefinger prüfend in die Oeffnung des Pfeifenkopfes. Da er unten in demselben nur wenig festen Boden fühlt, und die Pfeife schon einige Zischlaute, die auf ein baldiges Verlöschen schließen lassen, hören läßt, so sagt der alte Herr abermals: „Ich merke es an meiner Pfeife.“

„Na, wie spät ist es denn eigentlich?“ fragt ein Anderer.

Diese bestimmte Frage veranlaßt den jungen Mann, nach der Uhr zu sehen. Er zieht dieselbe rasch hervor, wirft einen Blick darauf, und hält sie sodann an's Ohr. Nachdem er sich davon überzeugt hat, daß dieselbe wirklich im Gange, sieht er noch einmal darauf, wendet sich dann zu dem, der die Frage gethan, und sagt: „Zehn Uhr; à peu près; Ihnen zu dienen.“

Hierauf fangen Alle an aufzustehen, und nachdem dieses in ziemlich kurzer Zeit bewerkstelligt worden, werden die Pfeifen in eine Ecke des Zimmers gestellt oder in die Tasche gesteckt, und mit mehr oder weniger Anstrengung die Mäntel umgehängt.

„Na, nun müssen wir wohl;“ sagt der Eine.

„Ja, wir können auch nicht immer zusammen bleiben;“ brummt ein Zweiter.

„Es kann ja nicht immer so bleiben

Hier unter dem wechselnden Mond;“ sagt ein Dritter mit halb singender Stimme.

„Il faut faire bonne mine au mauvais jeu!“ sagt der junge Mann mit einem Seufzer.

In diesem Augenblicke schlägt die Uhr zehn.

„Gute Nacht! Angenehme Ruh'! Danke! Gleichfalls“ erschallt es nun hinüber und herüber, und gleich darauf haben die alten Herren die Thüre hinter sich.

Der junge Mann hat jedem derselben seine Verbeugung gemacht, und erst nachdem er hinter dem letzten die Thüre geschlossen, damit dieser nicht selbst sich zu bemühen brauche, nimmt er Hut und Stock, und verläßt gleichfalls das „Haus der Männer.“

Zum alten Kriegscameraden.

In einer der abgelegensten Straßen Oldenburgs steht ein kleines Eckhaus, welches von manchen Besuchern desselben „zum alten Kriegscameraden“ gekauft worden ist. Es hat diesen Namen aber noch nicht öffentlich angenommen; dem unfundigen Leser wird es daher schwer werden, dasselbe aufzufinden, um so mehr, da wie ich glaube, überhaupt kein Schild oder dergleichen den wirthschaftlichen Character desselben näher bezeichnet. Der Leser muß sich daher einstweilen mit der nachfolgenden Schilderung begnügen, bis ihm ein günstiger Zufall zu der Bekanntschaft des alten Kriegscameraden verhilft.

Es ist zehn Uhr Abends, und fünf oder sechs junge Leute treten in das Haus des alten Kriegscameraden ein. Sie scheinen nicht zum erstenmale

sich hier zu befinden, denn trotzdem, daß ein lautes Gespräch im rechtsliegenden Zimmer geführt wird, woraus allensfalls geschlossen werden könnte, daß dieses das Gastzimmer sei, wenden sie sich links, und treten rasch in ein dunkles Zimmer, in welchem aber in einem kleinen, einer dicken Ofenröhre ähnlichen, Ofen ein lustiges Feuer brennt, das durch die untere kleine Thüre seine schmalen röthlichen Lichtstreifen wirft. Es dauert nun nicht lange, bis irgend ein dienstbarer Geist ein Licht bringt, bei welchem die jungen Leute dann einige Flaschen Wein bestellen. Bis diese gebracht werden, haben wir Zeit, uns das Zimmer, in welchem wir uns befinden, etwas näher zu betrachten. Es ist dasselbe ungefähr zwölf Fuß lang, und höchstens sechs Fuß breit; in der Mitte steht ein langer Tisch von weißem Tannenholz, der das Zimmer der Länge nach in zwei Hälften theilt; nur in der Nähe des Ofens ist so viel Platz, um ohne über den Tisch zu steigen, hinter denselben gelangen zu können. Die Wände sind mit einer weißgrauen, unscheinbaren Tapete bekleidet, an welcher einige kleine Bilderchen unter Glas und Papprahmen hängen, von welchen einige früher wahrscheinlich ihren Platz in Taschenbüchern hatten. Ein kleiner, fleischfarbig colorirter Amor, mit Pfeil und Bogen in der Luft schwebend, zeich-



net sich darunter aus. Unter dem Bildchen steht in etwas alterthümlicher Schreibart: C'est au Coeur que Je Vise.

Nach einer Weile, während welcher die Gäste sich an dem bereits erwähnten langen Tische placirt haben, hört man herannahende Tritte, und die Blicke Aller sind in gespannter Erwartung auf die Thüre gerichtet. Aber sie scheinen sich getäuscht zu finden, denn eine gleichgültige Person bringt Wein und Gläser, und entfernt sich wieder. Die jungen Leute sehen sich mit langen Gesichtern an, und einer derselben ergreift mißmüthig die Flasche, um einzuschenken.

„Sie scheint nicht zu Hause zu sein;“ sagt dieser nun mit einem Seufzer.

„Um zehn Uhr nicht zu Hause; das wäre sonderbar;“ bemerkt ein Anderer.

„Ah!“ ruft ein Dritter, von einem Gedanken plötzlich überrascht, „sie ist wahrscheinlich im Theater.“

Dieser Meinung pflichten die Andern bei, und obgleich sie sich vor der Hand bedeutend langweilen, so beschließen sie doch, noch ein Viertelstündchen verweilen zu wollen. — Nach einiger Zeit erscheint der Wirth, der sich sonst in der Regel in der gegenüberliegenden Gaststube aufhält, um seinen weintrinkenden Gästen auch einige Aufmerksam-

keit zu schenken. Wenn man nichts Besseres zu thun hat, kann man sich dessen Unterhaltung wohl einige Augenblicke gefallen lassen. Es ist derselbe ein ehemaliger Kriegsmann in den funfziger Jahren von kaum mittelgroßer, gedrungener Statur; auf dem Kopfe trägt er eine schwarzroth geblünte Mütze, von welcher eine lange, schwarze Troddel herunterhängt. Beim Eintreten pflegt er mit der rechten Hand die Mütze etwas nach hinten zu schieben, und sie dann wieder an die gehörige Stelle zu rücken; dies ist eine Höflichkeit, die er allen Gästen erweist. Nachdem nun die ersten Antrittsreden über Wind und Wetter und dergleichen vorüber sind, kommt der Wirth jedesmal auf seine frühere, militairische Laufbahn zu reden. Er hat nämlich den ewig denkwürdigen Feldzug von 1815 nach Frankreich unter den oldenburgischen Truppen mitgemacht. Wenn er recht im Zuge ist, so erwähnt er jedes Quartiers, das er auf dem Hin- und Hermarsche gehabt hat, er lacht über die närrischen Franzosen, die kein Wort deutsch verstanden hätten, und hat es noch nicht vergessen, daß er statt Branntwein „Lodewig“ hätte fordern müssen. Wenn er aber von den wirklichen Kriegs-Affairen spricht, so steigen einem die Haare zu Berge. Eines schönen Morgens nämlich ist ihm, wie er deutlich gesehen

haben will, eine Kugel kaum drei Schrittlangen weit an dem im Winde flatternden Zipfel seines Mantels vorbeigeschossen, und er hat es in eigener Person gesehen, wie eine andere einem seiner Kameraden ein Stück vom Tornister weggerissen; dieser Unglückliche, fügt er hinzu, habe darauf lange an einem gefährlichen Schreckfieber darnieder gelegen.

Aber siehe! die jungen Leute schenken dem am Tornister verwundeten Soldaten nicht länger ihre Theilnahme, sondern beeilen sich, einer eben eingetretenen jungen und schönen Dame ihre Verbeugung zu machen. Diese dankt mit freundlichem Kopfnicken, und nachdem sie Hut und Mantel abgelegt, nimmt sie auf einem nahe am Ofen stehenden Stuhle Platz. Der alte Krieger, dessen militairische Unterhaltung jetzt keinen Anklang mehr findet, entfernt sich wieder, um zu seinen andern Gästen zurückzukehren.

Die langweiligen und gelangweilten Gesichter der jungen Leute erscheinen mit einemmale viel belebter und ausdrucksvoller. Man fährt mit der Hand durch's Haar, man drückt den Backenbart fester an's Gesicht, man greift nach der Tuchnadel u. s. w. — Ich bitte den Leser, mir jetzt seine ganze Aufmerksamkeit zu schenken, denn ich bin im

Begriff, ein höchst interessantes Gespräch zu entwickeln.

„Sie sind wahrscheinlich im Theater gewesen, mein Fräulein.“

„Aufzuwarten.“

„Haben Sie ein Trauer- oder ein Lustspiel gesehen?“

„Ein trauriges Trauerspiel. Die Braut kam um's Leben.“

„Dachte ich's doch; die Damen sind in der Regel mehr für Trauerspiele, wie für Lustspiele eingenommen.“

„Ich nun eben nicht; ich mag es gerne haben, wenn sie sich kriegen, und das passirt in einem Trauerspiele selten.“

„Nein; das ist richtig; neulich sah' ich indessen ein Lustspiel, worin sie sich schon im zweiten Akte kriegten; das ist auch langweilig.“

„Ach, das ist noch nichts;“ bemerkt ein Anderer; „ich habe einmal ein Stück gesehen, da hatten sie sich schon von Anfang an, und dennoch spielte die Geschichte so lange, daß die Schauspieler genöthigt waren, einen Tag vorher anzufangen.“

Hierüber wird nun gebührendermaßen gelacht, und darauf wohl dem Gespräch eine andere Richtung gegeben. Man überlegt und berathschlagt, in

welcher Weise man wohl am Gründlichsten die Zubelfeier des 6ten Januar genießen könne; man ist der Ansicht, daß die Einweihung des neuen Tanzsaales im rothen Hause auch nicht zu verachten sei und verspricht sich viel Vergnügen von den im Laufe des Winters stattfindenden Maskenbällen. Aus dem Allen erhellt, daß die jungen Leute es sich sehr eifrig angelegen sein lassen, das junge und in der That sehr liebenswürdige Mädchen so angenehm wie belehrend zu unterhalten. Im Feuer des Gesprächs sucht auch wohl der eine oder andere die Hand des Mädchens zu fassen, scheinbar ganz zufällig, aber eben so zufällig weiß dasselbe gleich wieder ihre Hand frei zu machen. Etwaigen Schmeicheleien begegnet sie eben so ungeziert als gewandt und witzig, und unterläßt es nie, einen etwa ungeschickten Schmeichler oder Complimentenmacher auf eine feine, aber doch fühlbare Weise zu strafen.

Dies ist das Gasthaus „zum alten Kriegscameraden,“ mit dessen Erwähnung ich auch zugleich aller derjenigen Wirthshäuser gedacht haben will, in welchen junge und hübsche Mädchen, gewöhnlich die Töchter vom Hause, die Wirthinnen machen. Diese Locale werden fast nur von jungen, unverheiratheten Leuten besucht, oder man weist denselben

wenigstens ein besonderes Zimmer an, in welchem nur von den jungen Mädchen aufgewartet wird. Der größte Theil der Gäste zeigt das verzeihliche Bestreben, sich bei denselben so liebenswürdig wie möglich zu machen und es ist zuweilen höchst interessant, die verschiedenartigen und oft komischen Bemühungen in dieser Beziehung zu beobachten. Zur Ehre der jungen Gäste muß jedoch erwähnt werden, daß fast allenthalben ein durchaus anständiger und gesitteter Ton herrscht und die Grenze des Schicklichen nie überschritten wird, was sonst leider so oft in den nur aus jungen Männern bestehenden Gesellschaften zu geschehen pflegt, und hier allein durch die Gegenwart der jungen Mädchen verhindert wird.

Die Tabagie.

Diese Kneipe liegt in der Nähe des Theaters, und wird Abends während der Zwischenakte von einem Theil der Theaterbesucher, so wie von einigen Schauspielern besucht. Außerdem sind aber auch noch verschiedene Stammgäste in derselben zu finden, die hier in stiller Vergnüglichkeit den ganzen Abend hinbringen. Sie betrachten den Besuch die-

fer Kneipe gewissermaßen als einen Theaterbesuch, denn nach jedem Akt hören sie über das Stück, so wie über das Spiel der Schauspieler brühwarne Berichte. Man kann nicht läugnen, daß sie auf diese Weise das Nützliche mit dem Angenehmen sehr geschickt zu vereinigen wissen, und daß ein solcher Doppelgenuß, auch abgesehen von der Wohlfeilheit desselben, ganz besondere Reize haben muß. — Andere charakteristische Merkmale dieser Kneipe wüßte ich gerade nicht aufzufinden, indessen darf ich dem Leser eine hier gepflogene Unterhaltung nicht vor- enthalten, welche durch ein höchst komisches Mißver- ständniß veranlaßt wurde.

Ungefähr fünf bis sechs Gäste sprechen über die plötzliche Erkrankung eines gemeinschaftlichen Freundes, an dessen Wiederaufkommen sie zweifeln. Während sie hierüber noch reden, tritt ein ihnen wohlbekannter Mann mit ernstem traurigen Gesichte in die Tabagie. Die Gäste sehen ihn mit erwartungsvoller Miene an; der Eingetretene, dessen Züge den tiefsten Schmerz ausdrücken, wirft sich darauf in einen Sessel und sagt mit langsamer, feierlicher Stimme: „Na, nun ist er todt.“

„So, ist er todt?“ wiederholen die Andern, und es tritt eine tiefe Stille ein, in welcher Jeder sich in Gedanken mit dem Dahingeschiedenen beschäftigt.

Es muß nun bemerkt werden, daß der Neu-
 angekommene ein Chamäleon besaß, von dessen Un-
 wohlsein er bereits seit vierzehn Tagen seinen
 Freunden täglich Bericht erstattet hatte. Dieses ist
 ihm nun vor einigen Stunden gestorben, und ohne
 weitere Erklärung überbringt er die Nachricht von
 dessen Tode. Die Andern jedoch, die sich gerade
 von dem bedenklichen Zustand ihres kranken Freun-
 des unterhalten haben, meinen natürlich, daß dieser
 das Zeitliche gesegnet habe, aus welchem Mißver-
 ständnisse sich nun folgendes, in plattdeutscher Spra-
 che geführtes Gespräch entspinnt. Der Todesbote
 ist es, der dieses Gespräch einleitet.

„Ja, man muß sich darin finden;“ sagt er mit
 Resignation, „Mamsell, geben Sie mir einen klei-
 nen Kümmele.“

„Sterben müssen wir Alle;“ sagt ein Anderer.

„Heute mir, morgen dir;“ bemerkt ein dritter.

„Ach,“ sagt der Erstere, „er war immer so
 fidel und munter; Jeder hatte sein Vergnügen
 an ihm.“

„Ja, das ist wahr;“ bekräftigt ein Anderer,
 „immer lustig, immer munter.“

„Der arme Schelm; es ist Schade darum;“
 sagen Mehrere bedauernd.

Die allgemeine Theilnahme scheint den Schmerz

des Neungekommenen noch zu steigern, er trinkt hastig sein Glas aus und sagt mit dumpfer, fast bebender Stimme: „Mamsell, einen kleinen Rümmele.“

„Wie ist das aber nur so schnell zugegangen,“ wird nach einer Pause gefragt.

„So schnell ist es gerade nicht gekommen;“ antwortete der Trauernde, „er war schon seit drei Wochen nicht mehr recht auf'm Schick; seit vierzehn Tagen hat er aber nichts mehr als Fensterschweiß und Fliegen genossen.“

„Fensterschweiß und Fliegen?“ wiederholen die Andern mit starrem Erstaunen, „mein Gott, warum denn?“

„Warum denn? Warum anders, als sich zu nähren.“

„Man sollte doch nicht sagen,“ bemerkt einer der Gäste mit Kopfschütteln, „daß einer davon so lange leben könnte.“

„Gestern aber,“ fährt der Andere fort, „konnte man wohl sehen, daß es mit ihm zu Ende ging; ich wollte ihm etwas Haut geben von frisch gekochter Milch; aber er mochte sie nicht.“

„Na hör' mal,“ sagt einer der Zuhörer, „die mag ich auch nicht.“

„Ja, ich auch nicht,“ versetzt der Andere, „aber er mochte sie sonst gerne.“

„Sonderbar, davon hat man nie was gehört;“ sagen mehrere Gäste.

„Was soll man davon sagen;“ bemerkt ein Anderer, „der Geschmack ist verschieden; ich hab' mal einen Gefellen gehabt, ich geb' Sie mein Ehrenwort, der Kerl fraß Maikäfer.“ „Höre,“ sagte ein Dritter zu dem Berichterstatter, „daß er seit vierzehn Tagen nur Fensterschweiß und Fliegen gegessen haben soll, das ist nicht wahr. Ich habe ihn noch vor acht Tagen in Bellevue gesehen, und da hat er Butterbrod gegessen und Mettwurst darauf und nachher Beefsteak.“

„Wer?“ fragt der Angeredete ganz verdußt, „Mettwurst und Beefsteak? Mein Chamäleon?“

„Ja so, Du meinst Dein Chamäleon.“

„Ja, wen anders? Mamsell, einen kleinen Kümme!“ Der hart Geprüfte überläßt sich jetzt schweigend seinem Schmerze.

* * *

Außer den genannten Wirthshäusern und Kneipen, in denen sowohl die höheren, wie die verschiedenen mittleren Classen zu finden sind, existiren in Oldenburg, wie schon gesagt worden, noch eine Unzahl anderer, die aber alle so ziemlich dasselbe Gepräge tragen, wie das eine oder andere der hier geschilderten Locale. So wenig auch in geistiger Beziehung die Bestandtheile der verschiedenen Ge-

fellschaften Aehnlichkeit untereinander haben, so werden doch in allen wenigstens Anstand und Sitte beobachtet, welches letztere leider nicht von denjenigen Wirthslocalen gerühmt werden kann, die von der untersten Volksclasse besucht werden. In dieser Hinsicht zeichnen sich namentlich ein Theil der Gesellen-Herbergen und einige in der Heil.=Geiststraße belegene Wirthshäuser auf das Unvortheilhafteste aus. Die letzteren werden vorzüglich von den in der Umgegend wohnenden Landleuten, Soldaten, Tagelöhnern, Arbeitern der Tabackfabriken, Handlangern 2c. besucht. In diesen Häusern geht es zuweilen am Tage, besonders aber am Abend und oft bis spät in die Nacht hinein toll und wüßt her. Es wird geschrien, geschimpft und geflucht, es werden schmutzige, unzüchtige Lieber abgebrüllt, und oft entsteht beim Kartenspiel eine allgemeine Hölzerei, die in der Regel dadurch gedämpft wird, daß der Wirth die Streitsüchtigsten und Betrunknen hinaustransportiren läßt. Dies kann aber fast immer nur mit Hülfe von Polizeidienern und Dragonern bewerkstelligt werden, welche sich dann oft genöthigt sehen, solchen Unruhistiftern, die zum Nachhausegehen fast nie bewogen werden können, ein Nachtlager auf Brettern anzuweisen.

Deffnet man die Thür einer solchen Wirths-

stube, so bringt einem ein stinkender Tabacksqualm und ein ekelhafter Branntweingeruch entgegen, denn es wird hier fast nichts als Branntwein getrunken; und durch den Nebel bemerkt man die wüsten Gäste, die um verschiedene Tische sitzen und saufen, spielen und brüllen. Aeltere und jüngere Männer, ja sogar Buben von 15 oder 16 Jahren sind hier zu finden. Ein schon ziemlich angetrunkenener Bauerlummel erhebt sein Glas, und es an den Mund legend, schreit er mit lauter Stimme: „Caplan Selig soll leben!“ Ein viehisches Gelächter folgt auf den pöbelhaften Hohn, und der dumme Junge freut sich darüber, und läßt sich noch ein Glas Branntwein einschenken. — Denkt man zufällig an die Angehörigen der hier versammelten Gäste, zu denen diese spät Abends und oft erst am andern Morgen zurückkehren, nachdem sie vielleicht die Hälfte ihres Tages- oder gar Wochenlohns vertrunken oder verspielt haben, so kann man sich eines sehr schmerzlichen Gefühls nicht erwehren, und bedauert, daß man für die Unglücklichen nichts thun kann, als sie bedauern.

Wir sind zu Ende mit unserer Wanderung durch die oldenburgischen Wirthshäuser, und der geneigte Leser wird mit uns zu der Erkenntniß gelangt sein, daß unser Wirthshaus- und Aneipenwesen sehr wohl organisirt ist und in den verschiedenartigsten Farben schillert. Und wie könnte dieses auch anders sein, da die ganze, aus so verschiedenen Elementen bestehende, männliche Bevölkerung Oldenburgs, mit alleiniger Ausnahme eines Theils der haute volée und der noch keinen vollen Monat verheiratheten jungen Männer, täglich in den Wirthshäusern verkehrt und gewohnt ist, dieselben sowohl materieller, wie geistiger Genüsse wegen aufzusuchen. So interessant nun auch das Wirthshausleben geworden ist, so hat dagegen das Familienleben, besonders das im weiteren Sinne, an Gemüthlichkeit und Traulichkeit verloren, wodurch hauptsächlich der weibliche Theil der Gesellschaft in seinen Rechten sich beeinträchtigt fühlen kann. Die egoistischen Männer, die dieses auch sehr wohl einsehen, sind gleichwohl nicht rücksichtsvoll genug, um zu Gunsten der Damen ihre gewohnte Lebensweise in etwas zu ändern; aber im Gefühle ihres Unrechts gestatten sie denselben zuweilen, an ihren eigenen Vergnügungen Theil zu nehmen; z. B. an den Viederfesten, der Reunion im Casino &c.,

und man kann es unserer schönen Damenwelt, die von den Männern auf eine in der That unverantwortliche Weise vernachlässigt wird, nicht verdenken, daß sie mit Eifer darnach trachtet, dergleichen Festlichkeiten mit beizuwohnen.

EMRYNE
RELEBUR



